

mus. Seinen Protagonisten Parsifal, einen sehr bald in die Wildnis flüchtenden vierzigjährigen Regionaldirektor eines europäischen Firmenkonsortiums, der auf eine von „ständigen Weibergeschichten“ durchsetzte Karriere zurückblickt, hat die „Afrikanische Krankheit“ erwischt: „Wenn man plötzlich nichts mehr werden will, sondern nur noch ist“. Doch als er in einer alten Schweizer Zeitung ein Inserat entdeckt, in dem eine nicht mehr ganz junge Frau einen Mäzen sucht, „Kennwort Parsifal“, da klingelt es denn doch gewaltig. Leider lebt das Objekt seiner Begierde in Wien und studiert dort angeblich Philosophie. Er hat sie noch nie gesehen, meint aber alles von ihr zu wissen. Bis zum überraschenden Ende in Richard Wagners Bayreuth bleibt sie unerreichbar. Und geheimnisvoll.

Wie nirgendwo sonst in der heutigen Schweizer Literatur gehen philosophischer Geist und tabuloser Eros sozusagen Hand in Hand. Die Tagebuchnotizen, die wir lesen, kreisen um einen Mann, der mitten im dunklen Kontinent den Gespenstern seines virilen, durchaus auch beängstigenden Innenlebens begegnet. „Jedenfalls war ich, Parsifal, ein Wüstling, der Herr Hans oder Don Juan, welcher ganze Blumenwiesen leer zu pflücken verstand. Und ich wusste, ich wusste jedes Mal schon in der ersten Nacht, dass im Bett der Beginn der Trennung liegt“. Und jetzt? Ein einsamer Parsifal in Omombo, einem Ort, der so etwas wie das Gegenteil von Wien zu sein scheint. „So weit das Auge reicht: nirgends Spuren von Zivilisation. Nur dieses Endlose, das über den Horizont hinausreicht, bis dorthin, wo vielleicht keine Welt mehr ist [...] Omombo ist für den, der weiß, was Liebe ist“. Diesem Fast-Nichts setzt Braendle ein fulminantes Selbstgespräch entgegen – die trockene Natur wird durch feuchte Träume und wilde Phantasien belebt, und es entsteht ein geistreiches, alle Sinne vital erregendes Sprachkunstwerk, dessen Lektüre auch den zunächst befremdlichen Romantitel plausibel erscheinen lässt. „Der transfunktionale Mensch verlangt, dass man endlich Onan Kirchen baut, diesem Propheten, der, radikal das Wachset und Werdet mehr! verweigernd, von allen Propheten der weitsichtigste ist. Weniger müssen wir werden, nicht mehr!“ Prophetisch? Zuallererst: Spracherotik pur!

Klaus HÜBNER

DALOS, György: *Der Fall des Ökonomen*. Roman. Berlin: Rotbuch 2012. 192 S.

Der 1943 in Budapest geborene, seit langem in Berlin lebende György Dalos hat sich, nach gewichtigen historischen Werken über die Umbrüche in der einstmaligen kommunistischen Hemisphäre, endlich einmal wieder der Literatur zugewandt. Fünf Jahre nach seinem letzten Roman „Jugendstil“ und sechs Jahre nach seiner wunderbaren „Balaton-Brigade“ liegt ein neuer Roman des Chamisso-Preisträgers vor. Wie bei diesen beiden Werken hat Elsbeth Zylla auch hier die deutsche Bearbeitung übernommen. „Der Fall des Ökonomen“ spielt in der ungarischen Hauptstadt, wo Dalos heute vielen Zeitgenossen als zu wenig ungarisch gilt – so wie er vor 40 Jahren den Kommunisten zu wenig kommunistisch und den Nichtjuden immer schon zu jüdisch war. Der ironisch-melancholische Erzählduktus und der

distanziert-lakonische Humor, die alle seine Prosawerke auszeichnen, tragen den Leser auch durch diese vertrackte und zugleich zärtlich berührende Vater-Sohn-Geschichte. Wie kaum anders zu erwarten bei einem Autor, der dem deutschsprachigen Lesepublikum seit Jahrzehnten sein kompliziertes und immer ein wenig exzentrisches Heimatland näherzubringen versucht, spielt die ungarische Geschichte der letzten 60 Jahre auch hier eine tragende Rolle. Privates und Politisches verschränken sich. Ohne historischen Hintergrund wäre auch kaum zu verstehen, warum der Ökonom Gábor Kolozs, vor 1989 ein aus Parteisicht recht unzuverlässiges Element, dann ein relativ erfolgloser Nach-Wende-Funktionär und schließlich ein resignierter Arbeitsloser, im Jahr 2001 auf dem Tiefpunkt seines Lebens angekommen ist. Und warum er sich, um weiterleben zu können, dringend etwas einfallen lassen muss.

Der Roman beginnt mit dem Tod des Vaters, der schon längst in seiner slowakischen Geburtsstadt Košice eine Grabstätte erworben hat und dort nach jüdischem Ritus an der Seite seiner Frau bestattet wird. Schon als Kind hatte sich Gábor für den bald zu erwartenden Tod seines dem Holocaust knapp entkommenen Vaters verantwortlich gefühlt, und auch als Erwachsener leidet er darunter. „Aber ich bin kein frommer Jude, und die Dankbarkeit, die ich meinem Vater angeblich schulde, kann ich nur im Namen einer abstrakten bürgerlichen Moral aufbringen“. Und weil Gábor jahrelang von den Wiedergutmachungsgeldern profitiert hatte, die diesem KZ-Überlebenden von einer Schweizer Stiftung regelmäßig und zuverlässig überwiesen wurden, ist sein ökonomisches Überleben massiv bedroht: „Schlagartig wurde ihm klar, dass der Tod des Vaters für ihn auch im unmittelbar physischen Sinne eine Gefährdung darstellte.“ Was tun? „Er betrachtete sein seelisches Leben niemals als einen Gegenstand, mit dem er sich speziell beschäftigen wollte oder sollte, sondern als Teil seiner jeweiligen objektiven Lage.“ Und die würde ihn ab 1. Januar 2002 in ein schwarzes Loch führen. Was bleibt ihm übrig? Gábor mutiert zum Betrüger. Damit endet der erste Romanteil, und es folgen die Rückblenden. Dass der 1944 in kleinbürgerlich-jüdische Verhältnisse hineingeborene Protagonist bereits 1962 zum Ökonomiestudium in die nicht nur durch den Erfolg ihres Weltraumprogramms euphorisierte Sowjetunion geschickt wurde, erfährt man im zweiten, den fünf Moskauer Jahren gewidmeten Abschnitt, der zahlreiche, oft überraschende Details aus dem damaligen Studentenleben schildert – eine wilde Epoche seines Lebens, in der ihm massive Zweifel an den Segnungen des real existierenden Sowjetsystems kommen, das seine Nationalitätenfrage ebensowenig gelöst hat wie sein Antisemitismusproblem. Im 1968 spielenden dritten Romanteil erfährt der Leser, dass der Grund für das frühe Scheitern seiner Ehe nicht allein die leidige, in kommunistischen Zeiten fast existenzielle Wohnungsfrage war. Nein, es fing schon schlecht an: Als Gábor Kolozs, jetzt wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl eines „Onkel Frici“ genannten Ökonomieprofessors, im Sommer 1968 mit seiner Márta die Hochzeitsreise nach Krakau antreten wollte, führen plötzlich keine Züge mehr: Die Truppen des Warschauer Pakts waren in die Tschechoslowakei einmarschiert. „Und Kolozs sagte verzweifelt in die lauwarne Stille der Augustnacht hinein: ‚Verdammt Breschnew – er macht mich noch

impotent!““. Aber Márta, die angehende Lehrerin, war sowieso nur seine zweite Wahl gewesen. Gábor Kolozs war, das wird im „1977/1978“ überschriebenen vierten Teil des Buches klar, niemals ein charismatischer Erfolgstyp wie sein Freund Laci Bakos, der ihm seine eigentliche Liebe Detty weggeschnappt und einen bequemen Posten bei der Unesco in Paris ergattert hatte – und dabei, wie sich später herausstellt, recht eifrig dem Geheimdienst zuarbeitete. Gábor schafft vor sich hin, bis er Anfang 1978, offensichtlich denunziert und im Handumdrehen zum systemgefährdenden Element geworden, seine Uni-Stelle verliert. Der Roman springt in die Jahre 1990 bis 1994: Gábors politische Karriere in der jungen ungarischen Demokratie, die er seinem Freund Feri zu verdanken hat und die ihm zu Glanz und Wohlstand verhilft, währt nur kurz. Was nun? Ungarn brauchte in den frühen neunziger Jahren, als Mobiltelefone, protzige Autos, elegante Kleider und Englisch-Sprachschulen den Hauptstadtag zu dominieren beginnen, nicht mehr unbedingt sozialistisch-planwirtschaftlich ausgebildete Ökonomen mit tadellosen Russischkenntnissen. Er wohnt bei seinem todkranken Vater und schlägt sich als freiberuflicher Dolmetscher, Übersetzer oder Verfasser von Fachliteratur durch. „Zwischen 1995 und 2001 bewarb sich Gábor Kolozs auf ungefähr vierhundert Stellen“.

Dann führt Dalos den Leser wieder ans Ende des ersten Romanteils zurück: Gábor wird, wie gesagt, zum Betrüger. Mit List und Tücke gelingt es ihm tatsächlich, die Geldgeber jahrelang in der Illusion zu wiegen, der angeblich besuchsunfähige, aber dennoch zuversichtlich auf seinen hundertsten Geburtstag hinlebende Vater weile noch unter den Irdischen. „Als werteorientierter Mensch wusste Kolozs nicht nur um die strafrechtliche Dimension, sondern auch um die moralische Verwerflichkeit dieses Handelns“. Die Zeiten werden nicht besser, die Jahre vergehen, der Antisemitismus wächst und der Nationalismus auch, und erst 2006 fliegt der Schwindel auf, weil es sich die Schweizer Stiftung partout nicht ausreden lässt, zum Hundertsten des letzten KZ-Überlebenden einen Abgesandten nach Budapest zu schicken und ihm eine angemessene Feier zu bereiten. Damit ist der Ökonom endgültig durch die letzte Masche der Epochen und Systeme gefallen. Und genau hier endet ein brillantes satirisches Schelmenstück, das sich durchgängig amüsant liest, obwohl es ein traurig und melancholisch stimmendes Thema umspielt – den Verfall der sittlichen Werte in einer vom entfesselten Kapitalismus regierten Welt. Genau dahin kann es kommen, zeigt György Dalos. Genau dahin ist es schon gekommen. Muss das so sein?

Klaus HÜBNER

FRISCH, Max: *Don Juan o El amor a la Geometría. Andorra*. Ed. y trad. de Isabel Hernández y J. A. Albaladejo. Madrid: Cátedra 2012. 376 pp.

Rayando los quinientos títulos, la colección “Letras Universales” de la editorial Cátedra ya constituye un admirable ejemplo de consecuencia intelectual. A sus volúmenes elegantes y portátiles, con ediciones si no definitivas (algo sobre todo